

Stefanie Gercke

INS DUNKLE
HERZ
AFRIKAS

Roman

KNAUR 

Dieser Titel erschien im Knaur Taschenbuch Verlag
bereits unter den Bandnummern 61993, 63321 und 50525.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Vollständige Taschenbuch-Neuausgabe März 2014
Knaur Taschenbuch

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München
Copyright © 2000 by Stefanie Gercke

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: Gettyimages / Blend Images / Trinette Reed

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-51473-3

2 4 5 3 1

INS DUNKLE HERZ
AFRIKAS

März 1968

*Ein ausgetrampelter Nashornpfad im Busch
von Zululand*

Die Sommerregen waren spärlich gefallen dieses Jahr, und flirrende Hitze lag über dem weiten Tal. Die brutale afrikanische Sonne versengte Grasspitzen zu stumpfem Gold, sog den Saft aus Bäumen und Blättern, entzog der Haut aller Lebewesen auch noch den letzten Rest von Feuchtigkeit. Der glühende Himmel erstickte jedes Geräusch. Das hohe Sirren der Zikaden, das sanfte Gurgeln des Flusses, das Knistern des trockenen Buschs verstärkten nur die Stille. Die Vögel duckten sich in den tiefen Schatten, Reptilien suchten Kühlung in ihren Löchern unter den Felsen, zwei Flusspferde trieben reglos in einem Wasserloch, Augenhöcker und Nüstern aufmerksam aus dem Wasser gestreckt. Der Schlamm auf ihren massigen Rücken war zu einer gelben Kruste getrocknet. Die beiden Männer gingen hintereinander auf dem schmalen Sandweg, der sich zwischen Dickicht und Felsvorsprüngen an dem abfallenden Ufer des träge fließenden Flusses dahinschlängelte. Der hintere trug die Kakiuniform eines Wildhüters, die Maschinenpistole hing am Riemen über seine rechte Schulter, in seiner linken Faust hielt er einen Strick, mit dem die Handgelenke des anderen Mannes auf dem Rücken gefesselt waren. Blut tropfte dem Mann, der fast einen Kopf größer war als der Wildhüter, aus einer Halswunde, trocknete auf Schulter und Rücken seines T-Shirts zu einer stei-

fen, rostroten Fläche. Schweiß rann ihm in Strömen aus den schwarzen Haaren, lief ihm in die Augen, die er gegen die gleißende Helligkeit zu Schlitzen geschlossen hielt. Als ein Sonnenstrahl sie traf, blitzten sie in einem ungewöhnlich intensiven Violettblau auf.

Die Entzündung der Wundränder, die bereits die Haut rot färbte, verursachte ihm erhebliche Schmerzen, und der Schock über seine Gefangennahme verlangsamte noch immer seine Reaktionen. Innerlich flüchtete er sich zurück in die Arme der Menschen, die sein Leben bedeuteten, seine Frau, seine Kinder. Seine Familie. Vor vier Tagen war er geflohen, um sein Leben zu retten, und er hatte sie allein zurückgelassen. Wo mochten sie jetzt sein? Die Sonne stand noch nicht im Zenit. Etwa zehn Uhr, schätzte er es. Hatten sie die Tage ohne ihn wie immer verbracht? Hatten sie gegessen, geschlafen, waren an den Strand gegangen, hatten Freunde getroffen?

Nein, dachte er, das konnte nicht sein, es war unmöglich, dass das Leben einfach so weiterging, seit er ihr die letzten Worte zugeflüstert hatte. Ich liebe dich, Honey, mehr als mein Leben.

Ihre Antwort war nur ein Hauch gewesen, aber sie hallte in ihm nach wie Kirchengeläut. Ich liebe dich, mein Herz, ich liebe dich.

In einer Woche ist alles vorbei, hatte er ihr versprochen, warte auf mich im »Belle-Epoque«.

In einer Woche! Vier Tage ab heute gerechnet, die tiefer schienen als jede Schlucht, höher als jeder Berg, weiter als jeder Ozean. Das Seil schnitt in seine Handgelenke, er fühlte den Lauf der Maschinenpistole im Rücken. Er musste sich befreien! Ihretwegen musste er es schaffen. In vier Tagen würde sie im »Belle-Epoque« sitzen, dem Hotel am Genfer See, die Arme schützend um die Zwillinge gelegt, und war-

ten. Jede Faser ihres Körpers würde auf ihn warten. Sie würde sich mit den Kindern beschäftigen, sich ablenken, für sie würde sie fröhlich sein, sich nur jede Stunde erlauben, auf die Uhr zu sehen. Aber die Zeit würde verrinnen wie Wasser im Sand, und sie würde warten. Wann würde sie unruhig werden? Wann würde sie wissen, dass er nicht mehr kommen würde – nie mehr kommen würde?

Plötzlich, aus weiter Ferne, irgendwo aus dem Hitzeschleier über dem Busch, klang schwach das aufgeregte Kläffen mehrerer Hunde herüber, die offenbar seine frische Fährte gefunden hatten.

Der Mann mit den gefesselten Händen zuckte zusammen, alle seine Sinne vibrierten. Hunde! Polizisten suchten ihn, Agenten des Büros für Staatssicherheit, im Volksmund BOSS genannt. Schon seit Tagen waren sie hinter ihm her. Auf's Höchste gespannt lauschte er auf das aufgeregte Gebell der Hunde.

»Die Hunde sind am schlimmsten, riesige, gelbe Viecher – Ridgebacks, für die Löwenjagd gezüchtet. Die haben ein Gebiss wie eine Hyäne und sind angriffslustig wie ein Hai im Bluttausch«, hatte Vilikazi, sein schwarzer Freund, ihn gewarnt. »Sie mischen ihnen etwas ins Futter, es macht sie rasend. Die springen dich an und reißen dir glatt die Kehle raus!« Seine Grimasse war überdeutlich gewesen. »Dann kannst du nur hoffen, dass sie dich erschießen, bevor die Hunde dich zerfleischen!«

Wurde das Gebell lauter? Kamen die Hunde näher? Vor Jahren, nachts im Busch, hatte er jene entsetzlichen Laute gehört: Knurren, Grollen, Jaulen, dazwischen jämmerliches Blöken, dann ein Schrei, der sich ins Kreischen steigerte und in einem langen Seufzer erstarb. Danach nur noch Schmatzen, Knacken von Knochen, Schlürfen von Blut. Im Scheinwerferlicht hatte er sie dann entdeckt: eine Meute von Hyä-

nen, die eine zierliche Impala gerissen hatten. Ihre Gesichter waren nass vom Blut der Gazelle, es tropfte ihnen von den Lefzen, färbte ihre Brust und ihre Läufe. Kurz hatten sie in das Licht gestarrt, dann machten sie sich wieder über ihre Beute her.

Würde er bald die Beute der Ridgebacks sein, würden sie sein Blut trinken?

Halt die Klappe, du Bastard, schrie er sich innerlich an, du musst für sie und die Kinder am Leben bleiben!

Die Polizei war längst bei ihr aufgetaucht, dessen war er sich sicher, die Agenten, die Männer mit den kalten Augen und harten Gesichtern. Sie würden fragen, fragen, fragen, immer wieder fragen. Wo ist Ihr Mann, raus mit der Sprache, wo ist Ihr Mann?

Und dann schoss ihm der Gedanke durch den Kopf, den er bisher nicht zugelassen hatte. Was würden diese Männer einsetzen, um sie zu einer Antwort zu zwingen?

Er stöhnte auf. Wie habe ich sie allein lassen können, was habe ich ihr angetan? Er sah sie vor sich. Sie war so schmal geworden in den letzten zwei Wochen, ihre blauen Augen hatten ihren Glanz verloren, ihr Lachen, dieses strahlende Lachen, war verschwunden, hatte einer marmornen Versteinerung Platz gemacht,

Er stolperte, fühlte den Schlag der Waffe des Wildhüters im Kreuz, und das riss ihn aus seiner Verzweiflung, seine Kraft kehrte wieder. Ich bringe dir dein Lachen zurück, Liebes, ich verspreche es! Er richtete sich auf. Seine Häscher würden leer ausgehen.

Kleine Fliegen krochen ihm in Nase und Ohren, saßen auf seiner Wunde, bisßen schmerzhaft zu, sobald sie einen Tropfen Feuchtigkeit fanden, winzige Zecken überfielen ihn, hingen mittlerweile in Trauben an seinen Beinen. Die Stellen, wo sie ihre Kieferklauen tief in seine Haut geschlagen hatten,

juckten zum Rasendwerden, aber das ließ seinen Widerstand nur umso größer werden.

Das Gebell erstarb, die Hunde schienen die Fährte wieder verloren zu haben. Sein Herz schlug wieder normal. Sie gingen weiter.

Der schlammige Fluss neben ihnen gurgelte leise, der Pegel in der Sommerhitze war so weit abgesunken, dass sich Sandinseln in seinem Bett gebildet hatten. Weiße Reiher und Pelikane standen in Gruppen, putzten ihr Gefieder oder verschliefen den heißen Tag mit dem Kopf unter den Flügeln. Ein Nashornvogel quorrte. Auf den abgeschliffenen Felsen in Ufernähe lagen übereinander fußballgroße Halbkugeln.

Schildkröten, dachte der Gefangene und wünschte sich, sie seinen Kindern zeigen zu können, wie er es ihnen schon so lange versprochen hatte. Aber immer war »morgen« noch Zeit dazu gewesen. Bis zum letzten Donnerstag, als es diese Zeit plötzlich nicht mehr für ihn gab.

Vielleicht sind es ja nur Hyänen, hoffte er, und nicht die Polizisten mit ihren Löwenhunden. Gab es hier überhaupt Hyänen? Er rieb seine Handgelenke aneinander, versuchte, den Knoten zu lösen, der sie fesselte, doch der Wildhüter hielt den Strick straff. Jede Bewegung zog ihn enger zu, schnürte ihm das Blut in den Händen ab. Mistkerl!

Eines Tages werde ich sie hierher führen, schwor er sich und schätzte die Breite des Flusses ab und ob er es schaffen würde, ihn zu überqueren, bevor ihn die Kugeln des anderen trafen. Unmerklich ging er langsamer, der Strick hing durch, und mit einem heftigen Ruck gelang es ihm, die Schlinge um seine Handgelenke etwas zu lockern. Sofort drehte er sie so, dass der Wildhüter es nicht bemerkte.

Die rote Erde unter seinen Füßen war von vielen Hufen zu feinem Staub gemahlen. Kaum merklich war die Luft wei-

cher geworden, leichter zu atmen als dieser glühend heiße Hauch, der geradewegs aus einem Hochofen zu entweichen schien. Auch die Pflanzen wuchsen üppiger, ihr Grün war saftiger als in der ausgetrockneten Savanne. Es musste ein größeres Wasserloch in der Nähe sein.

Ein lianenumrankter Ast bog sich über den Weg, Blattranken griffen nach ihm, Dornen wie große Widerhaken rissen an seiner Kleidung. Eben wollte er ihn mit den Schultern aus dem Weg schieben, als er die grüne Baumschlange entdeckte. In graziösen Schlingen hing sie im Astgewirr. Er duckte sich, wich ihr gerade noch aus. Hätte sie ihn erwischt, direkt in die Arterie getroffen, wäre er tot gewesen, bevor er den Boden berührt hätte, das wusste er von seinem Freund, der Schlangen fing, um sich sein Studium als Zoologiestudent zu verdienen – Schlangenland nannte er diese Gegend.

Der Mann war jetzt hellwach, sein Organismus arbeitete auf Hochtouren. Ich werde es schaffen, mein Liebling, ich lass euch nicht allein! Sorgfältig achtete er auf jeden seiner Schritte, aufmerksam suchte er Pfad und Buschrand mit den Augen ab, hielt nach einer Möglichkeit Ausschau, dem Mann, der ihn wie einen Hund an der Leine führte, zu entkommen. Der Weg wand sich unter ein paar Bäumen entlang, vertrocknete Blätter raschelten unter ihren Schritten. Sie döste ein paar Meter vor ihm, das braungelbe Diamantmuster ihrer Schuppen vermischte sich so vollständig mit dem sonnengesprengelten, toten Laub, dass er sie nur durch Zufall entdeckt hatte. Er erschrak. Eine Gabunviper.

Der Mann hatte eine solche Schlange erst einmal gesehen. Sein Freund, der seine Doktorarbeit über diese Schlangenart schrieb, hatte sie gefangen. Er hielt die Viper am Kopf, zwang ihr Maul auf, und die fast fünf Zentimeter langen Giftzähne waren wie gebogene Injektionskanülen aus ihrem Ruheplatz im oberen Kiefer heruntergeklappt. Er massierte

ihre Giftdrüsen, bis das Gift der Viper in einem scharfen Strahl herausspritzte und im Nu ein halbes Sektglas füllte.

Ohne sie aus den Augen zu lassen, ging der Gefesselte auf die perfekt getarnte Schlange zu, wich ihr nur knapp aus, wusste, dass die Gabunviper friedfertig war und sich auf ihre Tarnung verlassen und nicht rühren würde, hoffte, dass sein Hintermann sie zu spät bemerken und auf sie treten würde. Sein Herz hämmerte, als er auf den Aufschrei des Mannes hinter ihm wartete, und er dachte nicht eine Sekunde darüber nach, dass er ihn zu einem qualvollen Tod verurteilte.

Trockenes Auflachen antwortete ihm. »Lass das, Bürschchen«, sagte der Wildhüter, »ich hab sie lange vor dir gesehen.« Er zerrte an dem Strick, riss die Arme des anderen höher.

Der Gefangene stöhnte vor Schmerz, als sich durch die Bewegung seine Wunde am Hals ruckartig dehnte. Die Enttäuschung sickerte wie Gift in seine Knochen, machte ihm die Knie weich, er fühlte seinen Widerstand nachlassen. Mühsam zwang er sich weiterzumarschieren. Sein Puls blieb hart und schnell.

Immer war er ihnen Stunden voraus gewesen, durch den Busch geführt von kundigen Männern aus dem Stamm der Zulus, namenlosen Begleitern, die jeden Schritt in dieser wilden Gegend im Norden von Zululand kannten, jeden Wildpfad abseits der Straßen. Sie lasen in den Sternen, benutzten Sonne und Mond als Kompass, geknickte Zweige, abgerissene Blätter als Wegweiser. Nachts verschmolzen sie mit den Schatten, tagsüber waren sie der trockene Holzstumpf dort oder Teil jenes umKhulu-Baums, nicht zu unterscheiden von dessen braun gefleckter Borke. Sie hielten geheime Zwiesprache mit der Natur, verstanden, was der Honigvogel ihnen zurief, wenn er aufgeregt flatternd den Weg zum Bienennest wies, antworteten dem höhnischen Geläch-

ter der Hyänen. »Ha, du Aasfresser, yebo, mpisi – ja, Hyäne, lach nur, wir fürchten dich nicht!«

Jeder der Männer begleitete ihn ein Stück des Weges, reichte ihn dann weiter an den Nächsten. Der letzte war ein älterer Mann mit ergrauten Pfefferkornhaaren und überaus lebendigen Augen gewesen. Kein Gramm Fett polsterte seine Knochen unter der ledrigen Haut. Barfuß lief er vor ihm durch den Busch, seinen Blick fest auf den Boden geheftet. Außer einer kurzen Begrüßung wechselte er kein Wort mit seinem Schützling. Nur als der überhitzt und müde auf einer Rast bestand und den dichten Schatten des Mdhlebe-Baums suchte, hielt ihn der Zulu davon ab.

»Der Baum beherbergt das Böse, er spricht zu dir und macht dich verrückt, bis du hin und her schwankst und vergisst, wer du bist.« Damit rannte er weiter, leichtfüßig, kein Schweiß verfärbte sein verblichenes Kakihemd. Manchmal sang er, eine seltsame Weise, zart wie der Windhauch, der durch die Blätter strich, beruhigend wie das Murmeln eines Bächleins, verführerisch wie die Töne einer Sirene, und ließ den Mann, der Mühe hatte, ihm zu folgen, obwohl er Jahrzehnte jünger sein musste, vergessen, dass er um sein Leben rannte.

Nachts schlief der Zulu eingerollt in seine Grasmatte, und vorgestern war er nicht wieder aufgewacht. Herzinfarkt, nahm der an, den er über den Fluss bringen sollte, weil er keine andere Erklärung hatte. Die aufgehende Sonne färbte eben die höchsten Hügelkuppen feurig orange, als er ihn fand. Der alte Mann war schon kalt und starr. Betroffen verweilte er ein wenig neben dem Alten, wachte über seine letzte Reise, gefangen in einem Gefühl, das nichts mit dem alten Mann, mit dem er nur einen Tag und eine Nacht zusammen gewesen war, zu tun hatte, nur mit Abschied und Alleinsein. Für eine Weile lauschte er dem werdenden Tag,

dem Konzert der Waldvögel und dem Wind in den Akazien, fand für diese kurze Zeitspanne Frieden.

Er verscharrte den toten Zulu so gut es ging, rollte ein paar Felsbrocken darüber, um seinen Leichnam vor wilden Tieren zu schützen. Er prägte sich die Lage ein und machte sich allein auf den Weg.

Alles, was er über das Leben im Busch während seiner Jahre in Afrika gelernt hatte, kratzte er zusammen. Aber die großen Wildreservate hatte er mit seiner Familie in klimatisierten Autos durchquert, nachts in komfortablen Safaricamps geschlafen, wo es fließend heißes und kaltes Wasser gab und schwarze Kellner ihnen das Vier-Gänge-Menü servierten. Sieben Meter hohe Zäune schützten sie gegen das wilde Afrika, die Nacht hatte nichts Bedrohliches. Wenn mpisi, die Hyäne, lachte, Warzenschweine grunzten und das tiefe Gebrüll der Löwen die Erde unter ihren Füßen erzittern ließ, erschrakten sie nicht. Der lang gezogene Todesschrei einer Antilope, das scharfe Knacken von Zweigen unter den vorsichtigen Tritten großer Tiere – alles gehörte zur Theaterkulisse Afrika und weckte sie nicht aus ihrem Schlaf, den sie von wachsamen Begleitern geschützt wussten.

So war es dem weißen Wildhüter ein Leichtes gewesen, ihn im Schlaf zu überraschen. Das war gestern Nacht gewesen, und seitdem hatten seine Verfolger aufgeholt.

Hinter sich hörte er, wie der Wildhüter seine Maschinenpistole spannte. »Die scheinen jemanden zu suchen – dich vielleicht? Wer bist du, he? Weswegen sind die hinter dir her?« Er stieß ihm den Lauf in den Rücken. »Raus mit der Sprache, ich will wissen, welches Vögelchen ich hier gefangen habe!«

Der Puls des Gefangenen schoss wieder in die Höhe. Er hat keine Ahnung, wer ich bin, und das heißt, die Kerle mit den Hunden haben noch nicht erfahren, dass ich in ihrer

Nähe bin! »Ich bin Tourist aus Deutschland, und mein Auto ist zusammengebrochen, das hab ich doch schon gesagt. Ich hab mich im Busch verlaufen!« Er legte Empörung in die Worte.

»Erzähl weiter, ich liebe Märchen! Wo ist dein Fotoapparat, he? Und all das Zeug, was Touristen so mit sich herumschleppen? Außerdem rennen die meisten Touristen, die ich kennen gelernt habe, nicht in Tarnfarben herum.« Der Wildhüter zog ihm mit dem Waffenlauf das olivgrüne T-Shirt aus der Hose, lachte dabei unangenehm. »Weißt du, was ich glaube? Ich glaube, du bist einer von den Schweinehunden, die mit dem ANC gemeinsame Sache machen, das glaube ich! Meine Nase trügt mich nie. Ich kann riechen, wenn ein Elefant tückisch geworden ist oder ein Löwe zu alt, um zu jagen, und sich auf Menschenfleisch verlegt hat. Und Schweinehunde«, er rammte dem Mann die Maschinenpistole in den Rücken, »Schweinehunde, die riech ich aus jedem Misthaufen raus. Vielleicht hast du ja sogar eine Bombe gelegt? Antworte!« Der heftige Stoß mit dem Pistolenlauf traf den Mann an den Nieren. »Ich werd mal einen Schuss loslassen, das wird die mit den Hunden im Galopp hierher bringen, dann werden wir ja sehen, was los ist.«

Mit einem Klicken entsicherte er seine Waffe. In derselben Sekunde stolperte er plötzlich, knickte um und strauchelte. Der Kolben schlug auf den Boden, eine kurze Schussfolge löste sich, traf ihn am Kinn und riss seinen Körper herum. Die Finger seiner linken Hand öffneten sich, der Strick fiel heraus, und er verlor den letzten Halt, rutschte rückwärts über die glitschige Uferböschung und klatschte ins lehmgelbe Wasser. Die Maschinenpistole versank sofort.

Der gefesselte Mann wurde nach hinten gerissen, fiel hart auf den Rücken. Blitzschnell rollte er sich auf den Bauch, bog seine Hände auseinander, ruckte, drehte, zog, die Schlinge

lockerte sich, und er bekam seine Hände frei. Er sprang auf, sah hinunter auf den Mann im Wasser.

Der Wildhüter lag mit dem Oberkörper im Uferschlamm, die Beine im Wasser. Er versuchte zu sprechen, aber die kurze Salve aus der Maschinenpistole hatte ihm den Unterkiefer zertrümmert, und die Worte quollen als blutige Blasen unter seiner Nase hervor.

Instinktiv streckte der Mann im olivgrünen T-Shirt ihm beide Hände entgegen, machte einen Schritt die Böschung hinab, als er aus dem Augenwinkel, keine zehn Meter entfernt, Schlamm aufspritzen sah. Er hielt inne, wandte den Kopf.

Eine feine, pfeilförmige Welle teilte die lehmgelbe Wasseroberfläche. Das Krokodil hob seine lange Schnauze, sog den Blutgeruch ein und schwamm dann in gerader Linie auf den Mann im Wasser zu.

Dieser schien die Gefahr zu spüren, strampelnd suchte er Halt im weichen Uferschlamm, ein Schwall von Blutblasen brach aus ihm heraus, aber alles, was der andere hörte, war unverständliches Gurgeln.

Mit einem grässlichen Schmatzen klappte das Krokodil sein zähnestarrendes Maul auf, erwischte das rechte Bein des Wildhüters, riss es mit einem mächtigen Ruck seines Saurierkopfes ab und warf es hoch. Das Blut spritzte in weitem Bogen. Das Reptil fing das Bein im weit geöffneten Rachen auf und verschlang es mit wenigen Kaubewegungen. Der Fuß mit dem braunen Feldstiefel verschwand als Letztes.

Der Verfolgte am Ufer hörte die Knochen krachen. Unter ihm schlug der Verletzte verzweifelt um sich, durchpflügte mit den Händen den nassen Sand nach Halt. Seiner entsetzlichen Verletzung war er sich offensichtlich nicht bewusst. Er erwischte eine Baumwurzel, zog sich hoch und hakte den Arm darüber. Blut pumpte aus seinem Beinstumpf, sprudelte hellrot über den ockerfarbenen Schlamm, wurde von

dem trüben Flusswasser zu einem hellen Orange verdünnt. Aber allmählich nahm seine Haut die Farbe von Roggenteig an, Schock weitete seine Pupillen. Sein Arm geriet ins Rutschen.

Der andere Mann zögerte. Lass ihn, der schafft's sowieso nicht, sieh zu, dass du davonkommst! Es ist deine einzige Chance!

Die Hunde schienen ihre Fährte wieder aufgenommen zu haben, ihr Gebell war deutlich zu hören, noch gedämpft von dem dichten Busch, der das flache Tal bedeckte und um die Hügelkuppen wuchs, aber es schien näher zu kommen.

Alarmiert sah der Flüchtling hinüber und dann unentschlossen auf den Schwerverletzten. Bloß weg hier, die bringen dich um, wenn sie dich finden. Wie willst du beweisen, dass du ihn nicht angeschossen hast?

Adrenalin schoss ihm durch die Adern, weckte den Fluchtinstinkt. Mit einem Satz sprang er auf den Weg hinauf, rannte zehn, zwanzig Meter, doch der Blick des verletzten Wildhüters schien sich schmerzhaft in seinen Rücken zu bohren. Noch ein paar Meter rannte er, dann blieb er stehen. Nach einem kurzen inneren Kampf siegten Jahrhunderte von Zivilisation in ihm, und er zwang sich zurück zum Ufer.

Als er sich zu dem Verletzten hinunterbeugen wollte, nun bereit, sein eigenes Leben zu riskieren, um den Mann zu retten, der ihn seinen Häschern ausliefern wollte, war dieser verschwunden. Einfach weg. Wäre da nicht das in dem jetzt einsetzenden heftigen Regen rasch versickernde Blut gewesen, der Mann am Ufer hätte an eine Illusion glauben können.

Ein Hund jaulte auf, Männerstimmen brüllten Unverständliches. Der Mann fuhr zusammen.

Er erinnerte sich an das Krachen der Knochen, als das Reptil das Bein des Wildhüters zermalmte. Für einen flüchtigen Moment hoffte er inständig, dass das Krokodil den Rest sei-

ner Beute gefunden hatte. Es würde nicht genug von der Leiche übrig lassen, als dass man die Identität und Todesursache feststellen könnte! Ein letztes Mal strich sein Blick über die vom Regen zerhämmerte Flussoberfläche, dann hetzte er über das aufgeweichte Ufer davon und verlor sich bald in der dampfenden Regenwelt.

Er lief durch Regen und tanzende Nebelschwaden, durch hohes Gras und Sumpf, durchquerte schmale, liliengesäumte Wasserarme und das Wurzelgewirr der Mangroven. Moskitos tranken sein Blut, Egel saugten sich an seinen Waden fest, und Fliegen legten Eier in die Halswunde, aus denen später Maden hervorkriechen würden. Es kümmerte ihn nicht. Er sah nur ihre Augen vor sich und hörte ihr Lachen und lief ihr entgegen.

Er lief den Rest des Tages, die Nacht und den nächsten Tag hindurch, immer nach Norden, entlang dem Pongolafluss. Seine Sinne schärften sich. Tagsüber orientierte er sich am Sonnenstand, nachts leuchtete ihm der Mond. In der zweiten Nacht begleitete ihn der dumpfe Rhythmus von Trommeln einen Teil des Weges, unheimlich, beängstigend, und er erinnerte sich, dass die Tsonga hier am Fuß der Ubombo-Berge lebten. Friedliche Menschen. Er schlief kaum, ernährte sich von wilden Feigen, trank Flusswasser und überlebte.

Als er gegen Morgen des zweiten Tages Gemurmel hörte und den Rauch eines Lagerfeuers roch, erstarrte er in der Bewegung. Erst nach einer halben Stunde, in der er die Geräusche um sich herum identifiziert hatte, das Rascheln eines Tieres durch das Unterholz, Knacken von trockenen Ästen unter Hufen, schläfrige Vögel, die für ihren Gesang zum Sonnenaufgang übten, wagte er sich wieder zu bewegen und schlich vorwärts. Er lauschte mit jagendem Puls, und dann verstand er ein paar Worte.

Kein Englisch, kein Afrikaans, sondern Portugiesisch. Er

hatte die Grenze überquert, er stand auf dem Boden Mosambiks, er hatte es geschafft!

Die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne vergoldeten die Kronen der höchsten Bäume, die Vögel schüttelten ihr Gefieder und erhoben ihre Koloratursopranstimmen zum Himmel, Ochsenfrösche sangen die Bässe, Zikaden strichen die Saiten, und die tiefen, dröhnenden Rufe der Hornraben waren wie Paukenschläge. Die gewaltige Melodie ihrer Sinfonie stieg auf und erfüllte die Welt, erfüllte das Herz eines jeden, der ihr lauschen durfte. Der Mann sank auf einen Stein am Wegesrand, legte den Kopf auf seine Arme und überließ sich dem Sturm, der ihn schüttelte.

Als sein Blick wieder klar war, ließ er ihn noch einmal zurück über das Land schweifen, das nun unter düsteren Wolken lag. Der Horizont zerfloss hinter einem silbrigen Regenvorhang. Er stand im Sonnenlicht und konnte nicht mehr erkennen, woher er gekommen war.

Hoch über ihm zog ein Flugzeug seine Bahn, malte einen glänzend weißen Kondensstreifen an den durchsichtigen Morgenhimmel. Es flog nach Norden, und der Mann sah ihm nach. Hören konnte er es nicht, dafür flog es zu hoch. Es blinkte in der Sonne, erschien ihm als Symbol für Freiheit, Losgelöstheit von aller Erdschwere, für Zukunft.

Er folgte dem Flugzeug auf seinem Weg, und plötzlich fing sein Herz an zu hämmern. Welcher Tag war heute? Rasch rechnete er nach, musste die Finger dazu nehmen, so aufgeregt war er. Dienstag musste es sein, Dienstagmorgen! Der Tag, an dem seine Familie das Land verlassen würde. Die Tränen rannen ihm über das Gesicht. Er hob die Arme, als wollte er ihnen zuwinken, blinzelte nicht einmal, ließ das Flugzeug nicht aus den Augen, bis es zu einem silbern blitzenden Punkt wurde und dann ganz im Dunst über Afrika verschwand. Sie waren in Sicherheit.

Warte auf mich, rief er ihr hinterher, ich bringe dir dein Lachen zurück.

Er fand seine Kontaktpersonen, verließ von Lourenço Marques aus mit dem Flugzeug das Land und war zur verabredeten Zeit in dem kleinen Hotel am Ufer des Genfer Sees und schloss nach einer Woche, die ihm länger erschienen war als die Ewigkeit, seine Familie in die Arme.

Doch der Blick des Sterbenden hatte sich in seine Haut geätzt, brannte unerträglich, und er wusste, dass er diesen Blick nie vergessen würde. Bis ans Ende seines Lebens würde er den Schmerz fühlen, die Augen des sterbenden Wildhüters sehen und sich erinnern, dass er gezögert hatte und deswegen ein Mensch gestorben war.

Auch als er längst zurück in seinem Land war, in Sicherheit, als er das Lachen wieder in ihrem Gesicht gesehen hatte, hörte er noch das Splittern der Knochen als Hintergrundgeräusch, und das blutüberströmte Gesicht des Wildhüters verfolgte ihn jede Nacht in seine Träume. Das Jagdgeläut der Hunde und die drohenden Rufe der Männer, die ihm so nahe gekommen waren, hallten in ihm nach, und im Traum wandte er sich wieder ab von dem Sterbenden und floh. Er rannte und rannte und rannte, mit hämmerndem Herzen und ohne Atem, bis er wusste, dass er es geschafft hatte. Nur sich selbst gestand er im Moment des Aufwachens ein, dass er immer wieder so handeln würde.

Tagsüber verachtete er sich dafür, doch der Konflikt wirkte noch lange in seinem Unterbewusstsein nach, und dann war er sich sicher, dass er nicht zurückkehren würde, dass er seinen Kindern nie die Schildkröten auf den Felsen im Fluss zeigen würde.

Das Leben ging weiter. Die Wunde an seinem Hals verschorfte, neue Haut bildete sich, und der Schorf fiel ab. Die rosa Narbe verblasste, und er vergaß sie bald. Nach und nach

änderten sich auch seine Träume, bis er eines Tages aufwachte und endlich sicher war, dass er keine Schuld an dem Tod des Wildhüters trug. Nur das diffuse Gefühl von Bedrohung blieb, irrational, gedanklich nicht zu entwirren, und er merkte, dass er mit keinem über diese Tage im Busch reden konnte, nicht einmal mit dem Menschen, der ihm am liebsten war, ihm so nahe stand, dass er ein Teil von ihm geworden war, seiner Frau.

*Mittwoch, den 8. November 1989 –
einundzwanzig Jahre später in Hamburg*

Als Henrietta Cargill am Morgen aus dem Haus trat, war der Herbst endgültig vorbei. Ein kräftiger Wind trug den ersten Hauch von Winterkälte aus Russlands Steppen mit sich, es roch nach Frost, und sie dachte an ihren Garten in Afrika.

Dort, an dem schmalen Küstenstreifen Natal's in Südafrikas heißem Osten, wurde es jetzt Sommer, schäumten Bougainvilleas wie rote Wasserfälle über Mauern und Wände, und die Jakarandas trugen hellblaue Schleier zwischen frischem Grün. Nie war es wirklich kalt gewesen dort, und das rührte nicht nur von der Sonnenhitze her.

Sie war glücklich gewesen in ihrem Garten in Afrika, aber das war lange her, und seitdem hatte sie Afrika in ihrem Kopf eingemauert und lebte hier. Das Verlangen nach Licht und Wärme blieb, aber das war ja nichts Besonderes.

Ihr Garten lag jetzt in Norddeutschland, in Hamburg, ganz in der Nähe der Elbe, wo es viele Gärten gab, mit hohen Bäumen, sauber geschnittenen Rasenkanten und Beeten ohne Unkraut. Ihr Garten allerdings war anders. Prächtige rote Kletterrosen, sonnenhungrig wie sie, ersetzten ihr die Bougainvilleas, Kapuzinerkresse mit Blüten wie flammende Orchideen gaukelten ihr tropische Farbenpracht vor, großblättrige Bergenien, immergrün wie der Gartenbambus, erfreuten ihre Seele, wenn totes Laub die Erde bedeckte und die

Bäume ihre blätterlosen Äste in einen kalten Himmel streckten. Die Kletterrose trug jetzt nur noch braunes, von Rosenrost geflecktes Laub, und die späten Dahlien, die Hibiskusbüschen ähnelten, faulten von innen her. Doch sie wusste, mit den ersten Strahlen der Frühlingssonne würde ihr Garten sich wieder regen, und an Sommertagen, wenn er sonnenüberschüttet vor ihr lag, war sie in Afrika, erinnerte sich, wie sie sich fühlte, wenn sie glücklich war.

Entfernt, ganz entfernt tanzte dann diese Melodie in ihrem Kopf, eine hingehauchte Tonfolge, flüchtig, lockend, wie eine dahinwirbelnde Elfe. Papa hatte sie oft gesummt, nur wenige Takte, und sie hatte gewusst, dass auch er dann wieder in seinem Afrika war.

»Bald gehen wir wieder rüber«, sagte er jedes Mal, wenn sie sich sahen, und meinte auf seine Insel nach Afrika. So lange sie sich zurückerinnern konnte, träumte er davon. Dann stand er am Fenster, etwas schief auf seine Krücken gelehnt, da ein Bein verkrüppelt und deutlich kürzer war. Seine wasserblauen Augen auf den südlichen Horizont gerichtet, hinter dem Afrika lag, presste er die Töne durch die Zähne, klanglos, heiser, immer und immer wieder, und wurde dabei von Minute zu Minute vergnügter. Er sehnte sich mit solcher Kraft und Leidenschaft nach seinem Afrika, dass sich in dunklen Tagen seine Lebensflamme davon nährte.

Dann erzählte er, der die Gabe besaß, mit Worten Bilder zu malen, von der Insel, wo er mit Mama so lange gelebt hatte und sie geboren wurde, und seine Worte machten sie zu einem magischen Ort, wo das Leben einfach war und schön, wo Mensch und Tier miteinander in Frieden lebten und reife Früchte an den Bäumen hingen, wo das Wasser klar war und rein und die Luft von unvergleichlicher Süße. So wie im Paradies.

Mama, die sich Schicht um Schicht mit Schweigen zudeckte, wollte nichts mehr von Afrika hören. Sie zog sich in eine innere Welt zurück, von der sie alle ausschloss, sogar Papa.



Er sah sein Afrika nie wieder. Mama könne er das nicht antun. Dann starb Mama im November 1984, ganz schnell, eigentlich ohne Grund. So als hätte sie einen Blick in ihre Zukunft getan und nichts gesehen, wofür sich die Anstrengung zu leben gelohnt hätte. Ihr Herz hörte einfach auf zu schlagen, und Papa war allein.

Sie erwartete, dass er nun seine Koffer packen und das nächste Schiff nach Afrika nehmen würde, aber er tat es nicht.

»Ein wenig Zeit benötige ich noch«, sagte er und begann sein Haus zu renovieren, »es ist noch zu früh nach Mamas Tod.«

Dann war es die falsche Jahreszeit. Zu heiß, zu nass, oder sein verkrüppeltes Bein spielte sich auf. Nach einer Weile hörte sie auf zu fragen.

Er verbrachte viel Zeit, Fahrpläne von Frachtdampfern zu studieren, die seine Insel anliefen, stellte lange Listen auf von allem, was er mitzunehmen gedachte, aber dann war es schon wieder Winter. Die Winterstürme auf der Biskaya sind entsetzlich, ich warte besser bis zum Frühjahr, überlegte er, außerdem muss ich den Garten winterfest machen. Er legte Fahrpläne und Listen beiseite und vergrub einhundertfünfzig Narzissenzwiebeln in der herbstkalten Erde. »Schön wird es hier im April aussehen«, murmelte er zufrieden.

Wenige Tage nach seinem 78. Geburtstag schlenderte er durch den Weihnachtsmarkt im Museum für Kunst und Gewerbe. Er wollte eben die lange, geschwungene Treppe hinuntergehen, als ein Schwindelanfall ihn stolpern ließ. Sein

krankes Bein knickte ein, und er stürzte die einundzwanzig Stufen hinunter.

Als man ihn nach vier Wochen, querschnittsgelähmt von der Taille abwärts, aus dem Krankenhaus in ein Leben im Rollstuhl und in völliger Abhängigkeit entließ, hörte er auf, von Afrika zu träumen. »Ich bin wie ein Vogel im Käfig«, sagte er traurig und sprach nicht mehr davon, auch hörte man ihn niemals wieder sein Lied summen.

Als er zusammenbrach, ganz leise, merkte es keiner.



Am Abend vor der Trauerfeier öffneten sie die koffergroße Kirschbaumtruhe, in der Papa seine Papiere aufbewahrte. Alte Geschäftspapiere, säuberlich geführte Haushaltsbücher, entwertete Pässe, deren Stempel von dem rastlosen Wandern seiner frühen Jahre zeugten. Ian zog einen Umschlag hervor. »Das Testament.« Er überflog es. »Wie zu erwarten war, du und Dietrich erbt das Haus je zur Hälfte.«

»Das gibt ein Problem. Ich weiß nicht einmal, ob das Telegramm zu Mamas Tod ihn erreicht hat. Die letzte Adresse, die ich von ihm habe, ist ein Postfach in Coober Pedy in Australien. Er soll dort nach Opalen geschürft haben, so schrieb er zumindest. Nach Mamas Tod hab ich Tage am Telefon verbracht, um ihm auf den verschlungenen Pfaden seines Lebens zu folgen, aber die Spur, die von Coober Pedy nach Bangkok führte, verlief sich auf einer der idyllischen kleinen Inseln vor Thailand. Seit 1979 habe ich nichts von ihm gehört.« Frustriert knabberte sie am Fingernagel. »Ich wette, er sitzt unter irgendeiner Palme am Meer, in jedem Arm ein hübsches Mädchen, und genießt das Leben. So war es immer.« Bitterkeit färbte ihre nächsten Worte. »Er flatterte davon, für Probleme war ich zuständig.« Sie lachte auf. »Be-

ruflich machte er dies und das und alles höchst erfolgreich. Der schwatzt einem Eskimo eine Tiefkühltruhe auf, ohne Problem.«

»Du magst ihn, nicht wahr?«

»Oh ja, sehr, und ich vermisse ihn. Als er dreißig wurde, erklärte er uns, dass er von jetzt ab gedenke, sein Leben zu genießen. Er stand da, Hände in den Hosentaschen, ließ Papas Globus unter seiner Hand herumwirbeln und verkündete, dass er sich jetzt die Welt ansehen werde. Und das tat er«, sagte sie. »Hier!« Sie warf einen Stapel bunter Postkarten auf den Tisch. »Aus Thailand, Sumatra, Abidjan, dem Jemen – was um alles in der Welt wollte er nur im Jemen? Das Postfach seines Freundes in Sydney, das er als Adresse benutzte, ist aufgelöst. Ich weiß nicht, wo ich ihn noch suchen soll!« Abwesend baute sie ein Haus aus den Karten. »Er hat Mama das Herz gebrochen, als er verschwand.« Ungeweinte Tränen, deren Ursprung bis in ihre Kindheit zurückreichten, brachen ihre Stimme. »Und was mach ich nun? Allein krieg ich keinen Erbschein!« Ihre heftige Bewegung fegte das Kartenhaus vom Tisch. »Ich werde ihn suchen lassen. Ich will jetzt nicht darüber nachdenken.«

Sie blätterte in Papas Unterlagen. Aus den Seiten eines alten Schulheftes fiel ihr ein sepiafarbened Foto entgegen.

Eine junge Frau, eigentlich noch ein Mädchen, kniete lachend, den Kopf in den Nacken geworfen, die Arme weit ausgebreitet, vor dem Hintergrund eines Palmenhains auf dem flachen Bug eines kleinen Schiffes. Der leichte Wind hatte ihre halblangen, dunklen Haare hochgewirbelt und die Ärmel des weißen Kleides zu Flügeln gebauscht. Das Meer war glatt, die Morgensonne umgab ihre Figur mit einem Strahlenkranz.

»Meine kleine Taube« stand darunter – unverkennbar in Papas schwungvoller Handschrift.

»Die Taube. La Paloma«, hauchte sie. Einzelne Töne formten sich in ihrer Kehle, wurden zu einer Melodie voller Sehnsucht und Verlangen. Papas Melodie.

»Wer ist das? Wie hübsch sie ist, so voller Leben – sie sieht dir ähnlich, bis auf die dunklen Haare.« Ian schaute ihr über die Schulter.

»Das ist Mama«, sagte sie langsam, Erstaunen in ihrer Stimme, »ich wusste nicht, dass sie je – so jung war. Sie hat Papas Lied gehasst. Immer wenn er es summt, spielte sie Wagner«, seufzte sie leise und kramte weiter in der Truhe. »Sieh mal, hier sind einige Briefe.« Sie legte den mit einem Gummiband zusammengehaltenen Packen auf den Tisch, entfaltete den obersten Brief.

»Mein geliebtes Täubchen«, begann sie halblaut, verstummte dann. Es war ein bezaubernder Brief, einer der schönsten Liebesbriefe, den sie je gelesen hatte. Plötzlich schwebte ein Klingen durch den Raum, und ganz entfernt meinte sie ein junges Mädchen lachen zu hören.

»Sie haben sich geliebt! – Sie haben sich nicht sehr häufig berührt, weißt du. Ich kann mich nicht einmal erinnern, dass sie sich je auf den Mund geküsst haben.« Mit beiden Händen wischte sie sich das Gesicht trocken. »Sie haben sich wirklich geliebt«, lächelte sie versonnen und fühlte sich unerklärlich beschwingt.

Lange saßen sie eng umschlungen auf der Couch. Sie lauschte Ians Herzschlag, dachte an das junge Paar, das ihre Eltern gewesen war. »Was ist später nur mit ihnen passiert? Was hat ihre Schultern so gebeugt, Mama so bitter gemacht?«

»Eine Liebe kann sterben, kann im Alltag versinken wie ein Mensch im Treibsand«, murmelte er, seinen Mund in ihren Haaren, »Wir müssen sehr vorsichtig mit unserer umgehen. Wir müssen immer Freunde bleiben.« Leise summt er ein paar Takte von Papas Lied.